



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Missionsenzyklika Papst Pius XI.

Missionsenzyklika Papst Pius XI.

Die Bedeutung der Enzyklika

Die Bedeutung der Enzyklika liegt darin, daß die Missionsaufgabe und die Missionspflicht der gesamten Kirche mit allem Nachdruck vor Augen gestellt wird. Die Missionsaufgabe: Der Heilige Vater nennt die Zahl der Ungläubigen; tausend Millionen Menschen schmachten noch in Finsternis des Unglaubens und müssen derselben entrissen werden. Des öfteren spricht das Rundschreiben von den weiten und unbegrenzten Ländern, in die das Christentum noch nicht gedrungen ist.

Mit besonderem Nachdruck betont aber der Papst die Missionspflicht der Kirche. Die Kirche hat die Missionspflicht. Wer ist diese Kirche? Ist es der Papst mit seinen Behörden in Rom? Nicht nur er; alle Christen ohne Ausnahme haben die Liebespflicht, an der Ausbreitung des Christentums mitzuarbeiten. Die einzelnen Bischöfe haben nicht nur die Aufgabe, für ihre eigene Diözese zu sorgen, sondern darüber hinaus haben sie auch Aufgaben in der Gesamtkirche. Unter diesen ist die wichtigste die Mitarbeit an der Ausbreitung des Glaubens. „Wir lesen ja, daß Christus der Herr nicht zu Petrus allein, dessen Lehramt Wir innehaben, sondern allen Aposteln, deren Stelle Ihr einnehmt, die Vorschrift gegeben hat: „Gehet hin in alle Welt und predigt das Evangelium jeder Kreatur“ (Mark. 16). Nr. 8. Die Bischöfe sollen die ihnen obliegende Missionspflicht besonders dadurch erfüllen, daß sie ihren Klerus und ihr Volk zu ernster Missionsarbeit anhalten und ermuntern; ebenso dadurch, daß sie für Missionsnachwuchs sorgen, indem sie jeden wahren Missionsberuf seinem Ziele zuführen. In letzter Linie liegt jedoch die Missionsarbeit beim Klerus und beim Volke. Zuerst beim Klerus: jeder Priester muß sich der Pflicht bewußt sein, für die Missionen zu arbeiten; besonders die Pfarrer. Sie dürfen ihre Arbeit nicht engherzig nur auf die Bedürfnisse der eigenen Pfarrei einstellen. Sie dürfen sich nicht dagegen wehren, wenn in ihrer Pfarrei für die Missionen und die anderen großen Zwecke des Reiches Gottes gearbeitet wird, wenn Kollekten oder Missionstage abgehalten werden; im Gegenteil, sie müssen diese Arbeit mit aller Kraft fördern. Wie engherzig sind in dieser Beziehung noch viele Priester! Viele sind ungehalten über jeden Pfennig, der aus der Pfarrei für die großen Ziele der Kirche fortgetragen wird! Alle diese sollen aus der Missionsenzyklika lernen. Ein Pfarrer, der seine Arbeit nur auf die Bedürfnisse seiner eigenen Pfarrei einstellt, erfüllt seine Pflicht ungenügend, weil er die großen Interessen des Gottesreiches nicht beachtet. Wenn der Klerus erst einmal erfaßt ist von dem Feuer der Liebe zu den heiligen Missionen, dann wird das Volk ihm von selbst darin folgen.

Meine erste Taufe im heidnischen Kraal

Von P. Otto Heberling RMM.

Im Dezember des Jahres 1928 hatte ich als neugeweihter Diacon das Glück, mit noch einem andern Mitbruder die letzten Ferien als Theologie-Student auf der schönen Missionsstation Maris-Stella zu verleben. Die Missionsstation Maris-Stella liegt, wie man schon durch den Namen

erraten kann, unweit vom Meere und ist geradezu ein idyllisches Plätzchen und eine Perle im Kranze der vielen Missionsstationen der Mariannhiller Mission. Auf dieser herrlich gelegenen Missionsstation durfte ich, soweit wir Menschen darüber urteilen können, der ersten Seele zum Himmelsglück und zur Himmelsseligkeit verhelfen. Jetzt noch danke ich dem Herrn für diese große Gnade und freue mich wie ein Kind, wenn ich an das große Glück und die überschwellende Herzensfreude meines Taufkindes denke.

Es war am Feste des Lieblingsjüngers, des hl. Johannes. Die Sonne war schon untergegangen, als ein Vöte von einem etwa zwei Stunden entfernt liegenden heidnischen Kraal eintraf mit der Meldung, daß dort eine Frau am Sterben liege, die nach dem Missionar und der hl. Taufe verlange. Atemlos gab er noch den Namen des Kraalherrn und die Richtung an, wo man den Kraal suchen müßte; dann stürmte er in der entgegengesetzten Richtung weiter, um, wie er im Davonlaufen noch rief, die Angehörigen der sterbenden Frau zu benachrichtigen. Da standen wir nun, der alte, schon silberhaarige Missionar, der auch nur aushilfsweise und vorübergehend in Maris-Stella weilte und wir zwei Diacone. Der alte Missionar konnte den weiten Weg nicht machen weder zu Pferd noch zu Fuß; denn er litt schon Jahre lang an schwerem Asthma und hatte immer geschwollene Füße. Er war von Mariannhill nach Maris-Stella gekommen, um den Rektor der Station, der gerade auf einer andern Missionsstation Exerzitien geben mußte, soweit es ging zu vertreten. Und er tat auch, soweit seine Kräfte und sein Alter es erlaubten, voll und ganz seine Pflicht. Er las für das Missionspersonal und für die schwarze Christengemeinde die hl. Messe, predigte und hörte Beicht. Aber einen solch weiten Weg zu machen wäre unmöglich gewesen. Deshalb bot ich sofort meine Dienste an. Ich durfte ja als Diacon auch schon die feierliche Taufe spenden, wenn es die Notwendigkeit ergab und mir ein Missionar den Auftrag gab. Und der alte Missionar gab mir mit Freuden diesen Auftrag und auch seinen Priestersegen mit auf den Weg.

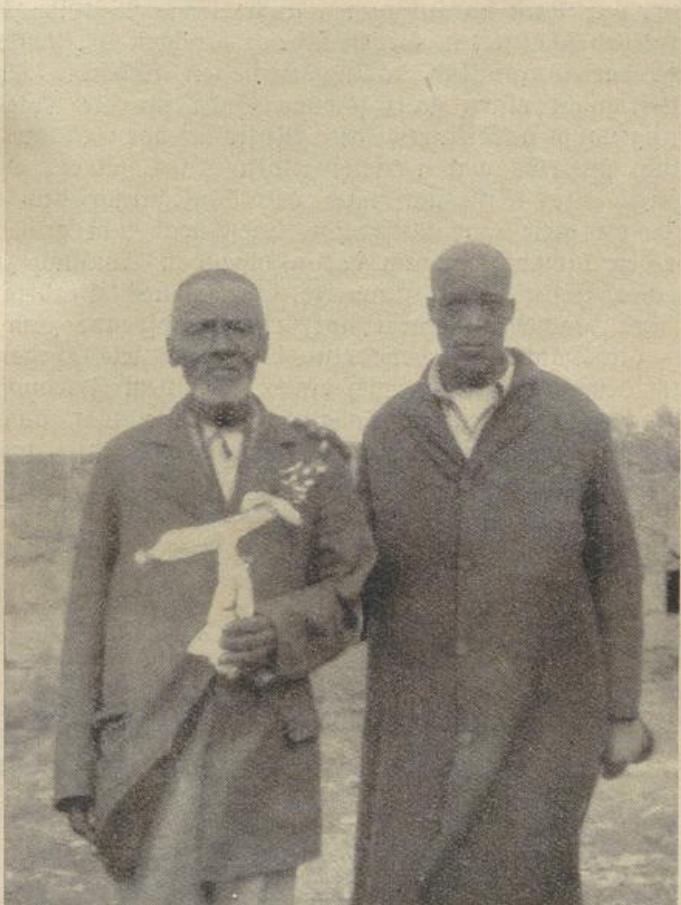
Es wurde schon Nacht als ich mich mit dem schwarzen Katecheten auf diese erste Missionstour begab. Gerade fing es auch an zu regnen. Bald war es rabenschwarze, stockdunkle Nacht. Wir hatten zwar eine Laterne mitgenommen, aber das kleine Licht half uns nur, solange wir auf der Hauptstraße gegen Portshepstone zu marschierten. Als wir von der Straße nach rechts abbogen und auf schmale Pfade gelangten, die bald mehr, bald weniger ausgetreten waren, bald nach rechts, dann wieder nach links durch Gestrüpp und über sumpfiges Gelände führten, verloren wir den richtigen Pfad. Zum Regen gesellte sich auch noch Dunst und Nebel, so daß wir bald gar nicht wußten in welcher Richtung wir eigentlich weiter tappten. Wir sahen auch keinen Feuerschein aus irgend einer Hütte. Der böse Nebel hüllte uns ein und nahm uns jede Orientierungsmöglichkeit. Auf unser wiederholtes Rufen antwortete uns fernes Hundegebell aus der Richtung, aus der wir kamen. Wir hatten bis jetzt aber doch noch gar keine Hütte passiert, oder wenigstens noch keine gesehen. Der Pfad ging weiter und weiter. Da es gerade afrikanische Sommerzeit war, stand zu beiden Seiten des schmalen Pfades hohes Gras. Ich war schon sehr naß. Besonders in meinen Schuhen begann es zu quitschen und zu gurgeln und zu quellen. Meine Schuhe waren voll Wasser. Diese Quitschtonen gefielen mir gar nicht. Da ferner noch durch irgend ein Loch Sand in meine Schuhe gekommen war, fürchtete ich, mich wund zu scheuern. Deshalb zog ich einfach meine Schuhe aus und machte eine Kneippkur. Ich glaube, der gute Pfarrer Kneipp hat sich darüber auch im

Himmel gesreut. Wie gut man doch alles einmal verwerten kann, was man in der Jugend gelernt hat. Das Barfußgehen ging ganz gut, besser als ich gedacht hatte. An Schlangen dachte ich in jener Nacht auch nicht. Diese waren ja bei dem schlechten Wetter auch in ihren Löchern und waren froh, daß ich sie in Ruhe ließ.

Nachdem wir ungefähr eineinhalb Stunden lang auf dem Pfad weitergetrottelt waren, ohne daß wir auf eine Hütte gestoßen wären, wurde es mir immer mehr Gewißheit, daß wir uns verirrt hatten. Ich äußerte meine Bedenken dem Käthechen und legte ihm nahe, daß es nicht viel Zweck habe, einfach ins Ungewisse weiter zu tappen. Wir kamen überein, nach rechts abzubiegen und eine Hütte aufzusuchen. Auf ein erneutes Rufen bekamen wir auch aus nicht allzu weiter Entfernung Antwort. Frohgemut steuerten wir nun auf den Ort zu, woher die Töne kamen. Der Nebel war noch so dicht, daß wir erst den Feuerschein aus dem Innern einer Hütte sahen, als wir schon davorstanden. Als wir den Leuten sagten wohin wir wollten, bedauerten sie aufrichtig, daß wir schon an dem gesuchten Kraal vorbeigangen waren. Ein Mann, natürlich noch ein Heide, war sofort bereit, uns an den richtigen Ort zu bringen. Obwohl wir in sehr kurzer Zeit dann auch die richtige Hütte fanden, bekam ich doch ein wenig Angst, ob es nicht schon zu spät wäre. Doch nein, die Frau lag wohl im Sterben, aber sie lebte noch als wir eintrafen. Ich hatte unterwegs vertrauensvoll zum hl. Apostel Johannes gebetet, er möge mich den Kraal finden lassen. Und als wir uns dann noch verirrt hatten, wandte ich mich noch an die liebe Gottesmutter, den Meeresstern, und an die kleine Blume, die hl. Theresia. In der Hütte, worin die Sterbende lag, brannte ein großes offenes Feuer. Auf der rechten Seite der Hütte, der offiziellen Männerseite, saß oder kauerte in seine Decke eingehüllt der Kraalherr und Mann der Schwerfranken. Im Scheine des Holzfeuers bemerkte ich ihm zur Seite noch einige schwarze Männergestalten, Nachbarn und Verwandte. Auf der linken Seite der Hütte kauerten zwei alte Frauen und einige Mädchen. In einiger Entfernung von diesen lag auf einer Matte hingestreckt die röchelnde Sterbende.

Nach kurzer Begrüßung aller Anwesenden kniete ich mit dem Käthechen zusammen an der Seite der mit dem Tode Ringenden nieder. Sobald sie wahrnahm, wer gekommen war, verklärte ein freudiges, seliges Lächeln ihr Gesicht. Ich fragte sie gleich, ob sie den Missionar verlangt habe und ob sie getauft sein wolle. Sie bejahte beide Fragen sofort, schaute mich dabei aber fragend und erwartungsvoll und etwas angstvoll an. Dabei hatten ihre tief in den Höhlen liegenden Augen aber einen solch bittenden Blick, daß es mir in die Seele schnitt. Ich verstand auch gleich, was sie ängstigte und quälte. Sie war ja die dritte Frau des alten Heiden. Dieser hatte ihrem Vater 10 Ochsen für sie gezahlt. Also gehörte sie mit Leib und Leben dem Kraalherrn. Zudem war sie die jüngste Frau; hatte also die wenigsten Aussichten, vom alten Heiden loszukommen. Als ich dann den Mann fragte, ob er zugebe, daß diese seine dritte Frau wieder zu ihren Eltern zurückkehre, falls sie wieder gesund werde, antwortete er: „Nein, das kann ich nicht zugeben. Ich will lieber die zwei alten Frauen entlassen.“ Darauf konnte ich natürlich nicht eingehen und redete ihm zu, doch zu versprechen, sie freizulassen. Als er immer noch zögerte, sing ich mit dem Käthechen an, die Sterbende in den Hauptwahrheiten des hl. Glaubens zu unterrichten und mit ihr zu beten. Sie wußte schon sehr gut Bescheid in Sachen unserer hl. Religion, wußte auch schon einige Gebete auswendig. Sie war, wie sie mir sagte, schon oft im Sonntagsgottesdienst in Maris-Stella gewesen

und hatte so die Glaubenswahrheiten kennen gelernt. Nachdem ich mich überzeugt hatte, daß die Schwerkranke wirklich guten Willen hatte und auf die hl. Taufe gut vorbereitet war, redete ich mit dem Manne ein letztes ernstes Wort. Ich sagte ihm: „Soviel ich sehe, wird die junge Frau sicher sterben. Wenn du nicht versprichst, sie nach Hause zurückzuführen zu lassen, falls sie wieder gesund werden sollte, kann ich sie nicht taußen. Wenn sie aber stirbt ohne Taufe, bist du schuld. Zeige also jetzt, ob du sie wirklich gern hast!“ — Meine ernsten Worte verfehlten ihre Wirkung nicht. Der alte Heide versprach jetzt hochfeierlich, was ich verlangt hatte, und wies noch



Häuptling Paulus am Tage seiner Taufe
mit seinem Paten, einem Katecheten

auf alle Anwesenden hin als Zeugen seines gemachten Versprechens. Dies genügte mir. Und so tauste ich die Sterbende und gab ihr die Namen: Johanna Theresia. Ersteren Namen wählte ich, weil es gerade Johannestag war, den zweiten fügte ich bei, weil ich unterwegs die Patronin der Missionare angerufen hatte, zu helfen, daß ich noch zur rechten Zeit bei der Sterbenden eintreffe.

Nach der Taufe war die Johanna Theresia überglücklich und dankte mir immer und immer wieder. Wir beteten noch einmal miteinander. Dann sprach ich ihr noch einmal Mut zu. Aber das war eigentlich nicht nötig. Sie

hatte gar keine Furcht vor dem Sterben und lächelte fortwährend in seligem Glück. Als ich ihr die Hand zum Abschied darbot, mahnte ich sie, im Himmel für mich zu beten. Das versprach sie freudig und stammelte noch einmal kindliche Dankesworte. — Wir reichten auch noch dem alten Heiden und allen anderen Anwesenden die Hand zum Abschied und machten uns dann auf den Heimweg. Der Regen hatte nachgelassen und auch die Nebelschwaden hatten sich verzogen. So verirrten wir uns nicht mehr und erreichten um zwei Uhr morgens die Missionsstation wieder. Als wir dann nach sechs Uhr morgens gerade noch die Danksgung nach der hl. Messe machten, kam ein Vate mit der Nachricht, daß die Johanna Theresia schon gestorben sei. Bald darauf kamen auch einige Männer, die auf dem Friedhof ein Grab schaukelten. Gegen Abend brachten die Leute dann auch den Leichnam der so glücklich dahingeschiedenen Johanna Theresia. Die Männer hatten sogar einen ganz schönen Sarg für die Tote gezimmert. Die Beerdigung nahm natürlich der alte Missionar vor und wir zwei Diaconi gingen auch mit. Es waren viele Heiden mitgekommen. Deshalb hielt der seeleneifrige alte Missionar nach der Einsegnung des Grabes am offenen Grabe an diese eine Ansprache. Diese war von großer Wirkung. Viele der Heiden kamen schon am darauffolgenden Sonntag zum Gottesdienst. Der alte Heide selbst zimmerte ein schönes Grabkreuz für die Verstorbene und brachte außerdem noch eine Geldspende zum Missionar, damit er für die Dahingeschiedene eine hl. Messe lese. Gegen Ende der Ferien sah ich den alten Mann noch einmal auf dem Friedhof. Das neugeborene Kind der verstorbenen Johanna Theresia war auch gestorben. Auch dieses arme Würmchen hatte vor seinem Tode die Gnade der hl. Taufe bekommen. Auf dem Friedhof von Maris-Stella erhielt es ein Ruheplätzchen gerade zu Füßen seiner Mutter. Mutter und Kind werden sicher dem guten alten Heiden die Gnade der Bekehrung am Throne Gottes erslehen.

Einblick in das Denken und Fühlen der Bantu-leute durch das Spiegelbild ihrer Sprache

Von P. Odo Ripp RMM.

Unter allen Himmelsstrichen kann jedes Volk ein Loblied singen auf seine Muttersprache. Diese Himmelsgabe, die dem Menschen vor allen irdischen Lebewesen zuteil wurde, ermöglicht es ihm, mit seinem Schöpfer und Mitmenschen in Verkehr zu treten. Doch deren sind viele, die dieses Vorrecht nicht genügend zu würdigen wissen. Die Sprache, die ein Mittel sein kann und soll, um unsere Gedanken und Gefühle zu äußern, ist ein erhabenes Kunstwerk, dessen Schönheit und wunderbarer Aufbau den meisten unbekannt ist. Nach Papageiart bedient man sich der Sprache, ohne zu bedenken und zu untersuchen, wie dies geheimnisvoll zusammengesetzte Meisterwerk eigentlich arbeitet. Von jeher suchten nun die Sprachenforscher der Sache auf den Grund zu gehen, fragten sich, wie diese Natur-Erscheinung zu erklären sei. Je nachdem diese Wissenschaftler in religiöser Beziehung eingestellt sind, lauten auch ihre Erklärungen über den Ursprung der Sprache. Die Ungläubigen, die von einer geistigen Seele im Menschen keine Spur zu finden wähnen und alle menschlichen Fähigkeiten nur als